

Visionär und Zauderer

Mit Barack Obama tritt ein guter, aber kein überragender US-Präsident ab

Christoph Prantner

Der ehrwürdige Jesse Jackson weinte am Abend des 4. November 2008 im Grant Park von Chicago wie ein kleines Kind, als Barack Obama seine Wahl angenommen hatte. Zuvor war der hartgesottene Kämpfer für die Rechte der Schwarzen dessen erbitterter innerparteilicher Gegner gewesen. An diesem Abend allerdings signalisierten die Tränen des Pastors, dass Obama Geschichte geschrieben hatte: Er war als erster Schwarzer zum US-Präsidenten gewählt worden – und damit war ein wichtiger Teil seines Erbes schon bestimmt, noch bevor er sein Amt überhaupt angetreten hatte.

Der „Politiker mit dem lustigen Namen“, wie Obama selbst gern kokettiert, trat als Träger großer, sehr oft überzogener Hoffnungen an. Er übernahm ein von der Finanzkrise zutiefst erschüttertes, verunsichertes Land. Nichtsdestotrotz wollte er ein transformativer Präsident sein; eine Art Ronald Reagan der Linken, der die USA neu aufzustellen und zu prägen plante. Und als ob das nicht ausgereicht hätte, gab er dazu noch den sendungsbewussten Versöhner, nicht den kleinlichen parteipolitischen Spalter. Die überschießenden Hoffnungen in den Staaten und anderswo befeuerte er damit noch, statt sie zu märgeln. Vielleicht auch deshalb, weil der eigentlich so nüchterne Strategie, besoffen von seinem unerhörten Erfolg, selbst daran glauben wollte, dass er demnächst auch über das Wasser laufen werde.

Das „nation building at home“ allerdings war schwieriger als erwartet: Der Präsident rettete die Wirtschaft, versuchte den Wölfen an der Wall Street mit Verbraucherschutzgesetzen einen Beißkorb zu verpassen, schaffte mit Obamacare das, woran sich schon viele die Zähne ausgebissen hatten: eine Krankenversicherung für viele unversicherte Bürger. Bei den Zwischenwahlen 2010 allerdings bekam er dafür die Rechnung des reaktionären Amerika präsentiert: Die Republikaner übernahmen den Kongress. Gegen die Tea-Party-Bewegung und ein feindseliges Parlament gelang innenpolitisch nur noch wenig. Im legislativen Stillstand musste der Präsident immer öfter mit Dekreten regieren, durch die sein „Erbe“ nun leichter auslöschar wird – im Umweltschutz oder bei den Rechten für Homosexuelle etwa.

Aus dem innenpolitischen Grabenkampf verlegte der verfrühte Friedens-

nobelpreisträger seine Ambitionen auf die auswärtigen Angelegenheiten. Die Präsenz in Afghanistan und im Irak fuhr er zurück. Den Muslimen reichte er in Kairo rhetorisch seine Hand. Im israelisch-palästinensischen Konflikt scheiterte er an der Abneigung zwischen ihm und der israelischen Regierung. Den aus seiner Sicht für US-Interessen nicht prioritären Libyenfeldzug führte er „vom Rücksitz aus“. Osama Bin Laden wurde bei einer von ihm befohlenen Kommandoaktion getötet. Den mörderischen Drohnenkrieg eskalierte er. In Syrien gelang es dem Zauderer trotz angekündigter „roter

Linien“ nicht, den Konflikt zu begrenzen. Der Kompromiss mit dem Iran im Atomstreit brachte keine Annäherung in vielen vitalen Fragen im Nahen Osten. Dafür wuchert der IS im dortigen Machtvakuum auf, und die „Regionalmacht Russland“ (Obama) tanzt der Superpower USA auf der Nase herum.

2009 hat Obama ein Land, eine Welt am Abgrund übernommen. 2017 übergibt er beide wieder dort. Sein bleibendes Verdienst ist es, dass er die Klippen gemieden hat. Er war zweifellos ein guter Präsident, aber kein überragender – so wie es seine Anhänger und wohl auch er selbst erhofft hatten.

KOPF DES TAGES

Pluralistischer Klangarbeiter mit Humor



Christoph Lieben-Seutter leitet die neueröffnete Elbphilharmonie.

Foto: Michael Zapf

Es war klar, dass ein Intendant, dessen Vertrag vor der Eröffnung ausläuft, nicht viel Sinn macht.“ Mit Gelassenheit und trockenem Humor beantwortete er in den letzten Jahren immer gleiche Fragen und begegnete immer neuen Verzögerungen mit geradezu stoischer Geduld.

Seit 2007 sitzt Christoph Lieben-Seutter als Generalintendant der Elbphilharmonie, die ursprünglich 2010 hätte eröffnet werden sollen, in Hamburg. Der 1964 geborene Wiener, dessen Vertrag inzwischen bis 2021 verlängert wurde, sagte unlängst dem STANDARD, es sei ihm schon damals klar gewesen, „dass der Zeitplan extrem sportlich war“.

Extrem war auch die öffentliche Aufregung rund um das Prestigeprojekt der Architekten Herzog & de Meuron: Nach Demonstrationen, einer gerichtlichen Auseinandersetzung zwischen der Stadt Hamburg und dem Bauunternehmer und einer Kostenexplosion von den ursprünglich geplanten 77 auf rund 800 Millionen Euro verzögerte sich die Fertigstellung bis Ende 2016.

Lieben-Seutter, der seit 20 Jahren mit der Schauspielerinnen und Librettistin Sita (Theresita) Colloredo verheiratet ist, mit der er drei Töchter hat, programmierte derweil die Konzerte in der historischen Laeiszhalle und be-

reitete jene Herausforderung vor, die in den nächsten Jahren vor ihm liegt: das Konzertpublikum der Hansestadt in etwa zu verdoppeln.

Dazu wird auf Niederschwelligkeit gesetzt. Mit dem Ansprechen neuer Publikumsschichten hat Christoph Lieben, wie er von seinem Umfeld genannt wird, jedenfalls Erfahrung. Nach Anfangsjahren in der Computerbranche wurde er 1988 von Alexander Pereira als Assistent ans Wiener Konzerthaus geholt und folgte seinem Chef 1993 an das Opernhaus Zürich. 1996 kehrte er als Generalsekretär an das Konzerthaus in seiner Heimatstadt zurück, wo er nicht nur die aufwendige Generalsa-

nierung stemmte, sondern auch das Programm modernisierte und öffnete.

Ähnlich pluralistisch ist sein Hamburger Programm bereits beim Eröffnungsfestival, das heute, Mittwoch, startet: Neben klassischen Starsolisten, dem NDR Elbphilharmonie Orchester, dem Chicago Symphony Orchestra sowie den Wiener Philharmonikern sind Größen aus Jazz und Weltmusik, aber auch die Einstürzenden Neubauten geladen. Selbst wenn es stimmt, dass der bestens vernetzte Präsident der European Concert Hall Organisation (ECHO) die Band „verehrt“, wie Lieben-Seutter selbst es ausdrückt, beweist er auch hier noch Humor. *Daniel Ender*